

■ ABGEHÖRT

Aufpoliert

Den Ruf des ungeliebten Tonsetzers ist Paul Hindemith, zumal in Musikerkreisen, bis heute nicht ganz losgeworden. Zwar tauchen die „Mathis“-Werke und manches andere mitunter in den Spielplänen auf, doch von einer Hindemith-Renaissance kann keine Rede sein. Dies (auf dem Feld der Kammermusik) zu ändern, ist nun das „neue“ Amar Quartett angetreten – im alten, während der zwanziger Jahren aktiven, saß der Komponist am Bratscherpult. Und die vier jungen Schweizer verfolgen ihr Ziel, indem sie Hindemiths Streichquartette (zunächst das noch in Deutschland entstandene vierte sowie das im US-Exil geschriebene sechste) neoromantisch aufpolieren – samtig, weich und stets *molto espressivo*. Eine süffige Ausdrucksästhetik dominiert auch den Kontext – Stücke von Beethoven, Debussy, Wolf, Puccini, Schulhoff und Barber. Zum Dahinschmelzen. **at**

Amar Quartett: Hommage (Debussy, Hindemith IV, Beethoven). / Take Off (Hindemith VI, Puccini, Wolf, Barber, Schulhoff). en avant records.

Unterwegs

Wer es schon zu Lebzeiten zur Legende bringt, empfindet die Aureole nicht selten als Last, die den kreativen Geist bis zur Lähmung hemmen kann. Nicht so Charles Aznavour: Der in Frankreich wie ein Heiliger gefeierte Chansonnier geht zwar auf die Achtzig zu, doch Musik und Texte seiner jüngsten CD-Offenbarungen atmen durchweg Morgenluft. Was keineswegs bedeutet, dass die Lieder ihres Wesentlichen, der Melancholie, beraubt wären. Doch wenn Aznavour Musette und Walzer, Tango und Swing, sogar den Bossanova mobilisiert, um poetische Geschichten über Liebe, Glaube, Hoffnung zu erzählen, ist die Gefahr abgehalfterter Star-Routine gebannt. Aznavours Geheimnis: Er ist immer unterwegs geblieben. **at**

Charles Aznavour: Je voyage. Capitol/EMI. Live: ICC Berlin, 20. März, 20.30 Uhr.

Anmutig

Neuerdings geht's flotter voran. Das Tempo haben Ai Phoenix, die norwegischen Vertreter des Zeitlupen-Pop, zwar nicht gerade hemmungslos forciert, aber sie scheinen nicht so wie vor dem auf melancholische Bremswirkung ihrer versponnen-schönen Stücke bedacht. Sogar der Produktionsrahmen ihres jüngsten Albums – eine Woche in der Nähe von Bergen – nimmt sich angesichts der sonst mal gut ein Jahr vor sich hin werkelnden Nordländer wie ein Raketenstart aus. Ihre Lieder jedoch bleiben angefüllt mit Traumgesichtern und Mysterien. Piloten und Piraten steigen darin auf oder gehen unter. Mädchen sind hingebungsvoll traurig – wie die Songs dieser CD. **rt**

Ai Phoenix: I've been gone – Letter One. Glitterhouse/Indigo. Live: King Kong Klub, Berlin, 7. Februar, 21 Uhr.

Plump

Deutsche Rock- und Poptexte sollten gut sein, weil sie zu verstehen sind. Daran ist das jüngste Album von Poems For Laila gescheitert. Dabei ist die Berliner Band nach schwachem Abstecher ins Popfach endlich wieder bei ihren Wurzeln zurück. Die neuen Songs verbinden lässig-urbanes Flair mit mediterranen und slawischen Einflüssen, schlagen Brücken ins Vertraute und Fremde. Sie machen Lust zum Tanzen, zum Feiern und Trinken, sie lassen den Winter vergessen. Doch all die wunderbare musikalische Frische und Leichtigkeit wird von selten plumpen Texten brutal zu Boden gezerrt. **gde**

Poems For Laila: Frühstück in Budapest. Vielklang. Live: 14.März, 20 Uhr; Kesselhaus, Knaackstraße 97, Berlin-Prenzlauer Berg.

Für die großen Musikinstitute in New York zählt vor allem der Dienst an Publikum und Sponsoren

JOCHEN BREIHZOLZ

Joseph Volpe ist der Mann fürs Grobe. Fingerspitzengefühl erwartet keiner von dem allmächtigen *General Manager* der Met, der seine Karriere vor vierzig Jahren als Tischler in den Werkstätten des Hauses begann und sich zielstrebig zur Spitze hocharbeitete. Für Schlagzeilen sorgte er in der letzten Saison vor allem damit, dass er ein Schild aus dem Foyer entfernen ließ: „Alberto Vilar Grand Tier“ stand dort in guldernen Lettern – schließlich liebt es der weltweit prominenteste Opernsponsor, als Gegenleistung für großzügige Finanzspritzen seinen Namen gut leserlich exponiert zu sehen. Doch der Multimillionär ist knapp bei Kasse: Die für die Met zugesagten Unterstützungen blieben aus.

Volpes Reaktion beantwortete, warum ihn viele immer noch abschätzig „den Tischler“ nennen. Auch wenn er längst ein Jahresgehalt von 1,06 Millionen Dollar bezieht. Damit ist er einer der bestbezahlten Kulturmanager der Metropole. Erst 2001 wurden die Gehälter der *Executives* der Kulturinstitute New Yorks um 7,5 Prozent erhöht – obwohl die ohnehin mageren Zuschüsse weiter gekürzt wurden, obwohl viele Bühnen, Museen und Bibliotheken der Stadt um ihr Publikum kämpfen müssen und auch die Met sich in einer mittelschweren Finanzkrise befindet.

Die gedenkt Volpe ab der nächsten Spielzeit zu beheben, indem er die Saison in zwei Teile spaltet: Im Januar wird es zwei Wochen spielfrei geben, weil sich die Vorstellungen nach dem Jahreswechsel am schlechtesten verkaufen. Sagt Volpe. An der Reputation seiner *Company* wird der 64-Jährige damit nichts ändern. Definiert man ein Opernhaus nach *Star Power*, dann tut es der Met kein anderer Musentempel gleich. Nur in New York treten die Ikonen der Opernwelt, die andere Häuser allenfalls gelegentlich beehren, mit solcher Regelmäßigkeit auf. Renée Fleming, Deborah Voigt, Karita Mat-

tila, Olga Borodina, Juan Diego Flórez, Bryn Terfel, Thomas Hampson und Plácido Domingo sorgen dafür, dass sich die 3500 Plätze verkaufen.

James Levine, der Künstlerische Direktor, dirigiert hier so viele Abende wie weltweit kein anderer Musikchef an seinem



Mekka der Gesangsstars: die Metropolitan Opera.

FOTO: DPA

Haus. Steht er am Pult, verwandelt sich das Met-Orchester in einen der aufregendsten Klangkörper, den man sich denken kann. Trotzdem: Wird ein unbekanntes Werk gespielt, fehlen die Stars auf der Besetzungsliste, dann bleibt die Met halbleer.

Regie ist ein eigener Fall. Zwar haben in den vergangenen Jahren auch Neuerer wie Jürgen Flimm, Peter Mussbach, Herbert Wernicke oder Robert Wilson hier gearbeitet, dennoch liebt der New Yorker (und vor allem der New Yorker Sponsor) seinen Otto Schenk, seinen Franco Zeffirelli: Die meisten Produktionen des Repertoires stammen von

diesen Giganten konventionellen Erzähltheaters. Oper in New York, das muss schön aussehen, so schön, dass man, hebt sich der goldene Vorhang der Met, unwillkürlich applaudiert. Die Geschichte muss erzählt werden, wie sich Komponist und Librettist das vorgestellt haben.

Die Produktionen im Met-Repertoire, seien sie auch zwanzig Jahre alt, sind gut geprobt, von Stehtheater keine Rede. Ein Museum, vielleicht, aber eines, bei dem die Musik im Mittelpunkt steht. Was in der Oper nicht das Schlechteste ist. Mitunter treibt die skeptische Haltung gegen-

über allem, was modern scheint, kuriose Blüten: Die Met liegt derzeit mit den Anwälten einer ihrer treuesten Geldgeber im Clinch, weil die für eine „Tristan“-Neuin-szenierung zur Verfügung gestellten Millionen an eine konventionelle Umsetzung gebunden waren, doch die Met es wagte, statt Schenk oder Zeffirelli Dieter Dorn und Jürgen Rose zu engagieren – die eine zahme, gar nicht progressive Arbeit ablieferten. *Welcome to America*: Was gespielt wird, mag der Intendant entscheiden. Wie inszeniert wird, bestimmen die Sponsoren.

Weniger konventionsgierig als an der Met ist man gleich neben-

an an der New York City Opera. Das zweitgrößte Haus der Metropole will in Sachen Regie europäischer sein. Was nicht immer gelingt. Vieles bleibt an der Oberfläche und im rein Dekorativen. Dennoch bildet die City Opera eine oft spannende Alternative zur Met: Keine Stars, aber in der Regel gute Sänger, und dazu – neben den üblichen Verdächtigen Don Giovanni, Figaro, Butterfly und Barbier – ein experimentierfreudiges Repertoire. Einziger Schwachpunkt: Die City Opera leidet an einer mittelmäßigen Akustik.

Was man kaum vom Mekka

der Musikwelt behaupten kann. Das steht an der 57. Straße Ecke 7. Avenue: die Carnegie Hall, der Olymp schlechthin, ein Mythos. Ein perfekt funktionierendes Kunstkraftwerk, in dem Tag für Tag hunderte von Menschen dafür sorgen, dass Abend für Abend das Wunder Carnegie Hall stattfinden kann. Nichts wird hier dem Zufall überlassen. Das beginnt mit der Website des Konzerthauses, auf der sich neben Programmhinweisen auch Verhaltensmaßregeln für Besucher finden: Wann darf applaudiert werden und wann nicht? („Bei Sinfonien zählen Sie einfach bis vier. Nach dem vierten

Heimgekommen

Kuschelig: Norah Jones hat ihr zweites Album vorgelegt

SASCHA WOLTERS DORF

Wenn eine alte Weisheit der Musikbranche wirklich stimmt, hat Norah Jones ein Problem: Nicht das Debüt, heißt es unter Branchenkennern, sei das härteste Stück Arbeit, sondern die Alben Nummer zwei und drei.

Norah Jones' erstes Werk „Come Away With Me“ hat sich weltweit mehr als sechzehn Millionen Mal verkauft. Obendrein gewann die 24-Jährige ein gutes Dutzend Preise, darunter die Grammys für das „Album des Jahres“, als „beste Pop-Sängerin“ und – natürlich – als „bester Newcomer“.

Ein wahres Aschenputtel-Märchen: Innerhalb eines Jahres schaffte sie den Aufstieg von der Barpianistin zu einem Superstar, der in einem Atemzug mit Robbie Williams und Britney Spears genannt wird. Das ist schwer zu überbieten.

Das Schöne an Norah Jones' neuer CD ist, dass sie gleichwohl die Bodenhaftung nicht verloren zu haben scheint. „Krumm machen“ werde sie sich jedenfalls

nicht, sagte die New Yorkerin in Interviews. Und: „Die Leute mögen's – oder nicht.“

Die Leute werden sie mögen, die neuen Songs, denn „Feels Like Home“ setzt dort an, wo „Come Away With Me“ die schönsten Momente hat, nämlich bei



Flirt mit dem Country: Norah Jones.

FOTO: CAPITOL/EMI

Norah Jones: Feels Like Home. Blue Note/Capitol

Zwiespältig

Joachim Witt macht „Pop“

GERD DEHNEL

Fast zwanzig Jahre stand Joachim Witt nur für eine Pop-Episode. Sein „Goldener Reiter“ gehörte zwar auf jeden NDW-Sampler. Aber kein Mensch interessierte sich dafür, was er nach der Neuen Deutschen Welle zustande brachte oder ob er schon vorher etwas geleistet hatte. Bis 1998 „Bayreuth“ erschien – und ein furioses Comeback erlebte, eines der wenigen in der deutschen Pop-Historie. Mit schwermütigen Texten, dunklem Timbre und martialischen Gitarren-Breitseiten sprach er dasselbe Publikum an wie Rammstein. Auch wenn er den Vergleich stets ablehnte – geschadet hat er seiner neuen Popularität nicht. Nach „Bayreuth 2“ aber verließ Witt das Feld der so genannten Neuen Deutschen Härte. „Eisenherz“ drängte 2002 die Gitarren zurück und setzte stärker auf Keyboards.

Diesen Kurs steuert Joachim Witt mit seinem jüngsten Album „Pop“ konsequent weiter. Und gerät damit in stellenweise arg seichtes Fahrwasser. Die Grenze

zwischen Kunst und Kitsch zu ziehen, ist zwar immer eine individuelle Angelegenheit. Wo der eine noch verückt mitsummt, verzieht der andere schmerzvoll das Gesicht. Doch lässt der Musiker Witt sich manchmal Texte durchgehen, die noch in Poesialben für Gelächter sorgten.

Die plakative Erweckungslyrik von „Krieger des Lichts“ wird durch düsteres Gebrummel nicht bedeutsamer. Und Alexandras „Mein Freund der Baum“ bleibt auch in dieser Depressionsversion ein gut gemeinter Ökoschlager. Daneben aber glücken Joachim Witt intensive Momente. „Später“ oder „Immer noch“ überzeugen durch musikalische Klarheit, Stimmungsaufbau, offene Texte jenseits der Peinlichkeit.

„Pop“ pendelt zwischen den Extremen, geht mal ans Herz und wirkt mal lächerlich. Das meiste ist gut gemacht mit reizvollen Orgellinien, elektronischem Getrommel und Gitarrengezerre, hinterlässt aber keine sonderlich tiefen Eindrücke. Da aber hin und wieder echte Perlen glänzen, scheint die Gefahr einer erneuten Versenkung nicht groß – eine kleine Kurskorrektur aber ratsam.

Joachim Witt: Pop. Ventil/Vertrieb SPV